

Thomas Thiemeyer

DAS VERBOTENE EDEN II

Erkenntnis

Roman

KNAUR 

Die gebundene Ausgabe des Werkes erschien unter dem Titel
»Das verbotene Eden. Logan und Gwen«.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2014

© 2012 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Franz Leipold

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildungen: FinePic®, München

Karte: Thomas Thiemeyer

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51315-6

DAS VERBOTENE EDEN II

Erkenntnis

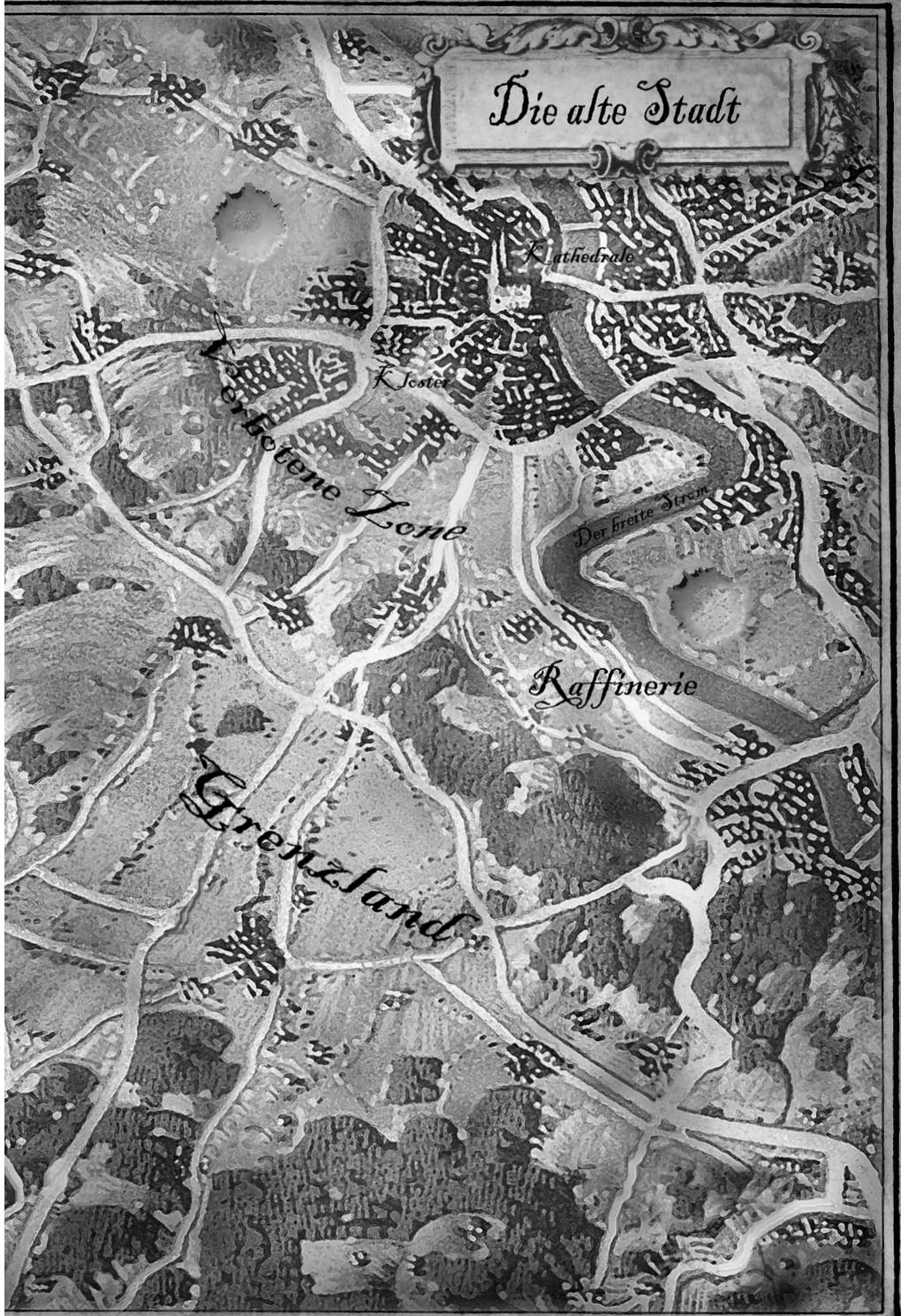


Ingran

Asmona

Gsånmor

Die alte Stadt



Prolog

Der Junge hob den Kopf. Das Geräusch klang seltsam. Ein tiefes Brummen von jenseits des Flusses. Wie ein Schwarm zorniger Hornissen, der langsam von Osten näher kam.

Seit gestern lag eine unerklärliche Hitze über dem Land. Sie ließ die Luft flimmern und die Pflanzen um Regen betteln. Fern über dem Meer war der Himmel dunkel, ein untrüglicher Vorbote für ein heraufziehendes Gewitter. Ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Die Schwüle und die Gewitter kamen normalerweise erst im August.

Der Hund des Jungen hatte die Ohren aufgerichtet und stieß ein fragendes Winseln aus. Seinen Blick starr in die Ferne gerichtet, wartete er auf etwas. Die Schafe wanderten über die Weide, ganz gemächlich, wie Wolken über einen grünen Himmel. Der Junge stützte sich auf seinen Hirtenstab.

»Tja, ich weiß auch nicht. Klingt irgendwie merkwürdig, oder?«

Kein natürliches Geräusch, so viel war klar. Ein Motor, aber nicht von der Sorte, wie sie hier in der Umgebung Verwendung fanden. Sein Großvater hatte noch um das Geheimnis gewusst, wie man aus Raps Treibstoff herstellte. Nach seinem Tod hatte er es an seine Tochter und die wiederum an ihren Mann weitergegeben. Jetzt besaßen seine Eltern einige Maschinen, die mit Rapsöl betrieben wurden, und hatten gut zu tun. Die Äcker waren groß, und dazu kam ein schwerer Boden. Wenn er nicht gerade Schafe hüten oder in die Schule gehen musste, liebte es der Junge, an der Seite seines Vaters den

mechanischen Pflug über den Boden zu ziehen und die fruchtbare braune Erde aufzuwühlen. Auch die Walzen, mit denen das Öl aus den Rispen gedrückt wurde, waren motorgetrieben, genau wie der dreirädrige Wagen, mit dem seine Mutter die vollen Fässer nach Honfleur fuhr, wo das Öl gefiltert und gereinigt wurde.

Auf der anderen Seite des Flusses gab es Dampfmaschinen, die waren so groß wie ein Haus. Doch keines dieser Geräte klang auch nur annähernd so wie das, was sich da aus östlicher Richtung näherte. In den paar Minuten war das Geräusch auf das Doppelte angeschwollen.

Also entweder war der Fahrer ein komplett Irrer, oder er hatte einen Weg gefunden, über holprige Feldwege zu gleiten wie ein Schlittschuhläufer über einen zugefrorenen See.

Vielleicht war es gar kein Landfahrzeug, schoss es ihm durch den Kopf. Vielleicht war es ein *Boot*.

Das Gewässer war an dieser Stelle breit genug, dass Lastkähne auf ihm fahren konnten. Nur so ließ sich der rege Austausch von Gütern mit anderen Städten bewerkstelligen. Zwar klangen auch diese Motoren anders, aber mit Booten konnte er sich nicht so gut aus. Möglich, dass es jemandem gelungen war, ein Schnellboot oder etwas Ähnliches zu bauen.

Neugierig trat er aus dem Schatten der Linde und ging ein paar Schritte den Hügel hinab. Ein Schnellboot, das wäre doch mal was! Die Vorstellung von etwas, das eine Bugwelle erzeugen konnte, erregte ihn. Vor dem Zusammenbruch hatte es Wasserfahrzeuge gegeben, die so schnell waren, dass sie einen Menschen auf Kufen hinter sich herziehen konnten. Es hatte Schiffe gegeben – riesige Schiffe –, die die unermesslichen Weiten des Ozeans durchkreuzt und andere Kontinente besucht hatten. Auch sie waren heute verschwunden, genau wie viele

andere Dinge, die früher gefahren, geschwommen oder geflogen waren. Ein paar dieser monströsen Leichen waren drüben in den Werften zu bestaunen, wo sie still vor sich hin rosteten oder als Rohstofflager verwendet wurden. Stumme Zeugen der Welt, wie sie vor dem Zusammenbruch gewesen war.

Natürlich hatte auch hier – wie fast überall auf der Erde – das Virus gewütet, aber aus irgendeinem Grund nicht ganz so heftig. Vielleicht waren die Küstenbewohner widerstandsfähiger, vielleicht lebten sie gesünder, vielleicht hatten sie aber auch einfach nur Glück gehabt, wer konnte das schon wissen? Die Geschichten der Wanderer waren jedenfalls schauerlich. Sie hatten von Landstrichen erzählt, in denen Frauen und Männer einander unversöhnlich gegenüberstanden, Kriege führten und wie Tiere ums Überleben kämpften. Die Berichte darüber waren in den vergangenen Jahren zurückgegangen. Es gab immer weniger Wanderer, die das Risiko auf sich nahmen, diese Orte zu besuchen. Viele waren getötet worden, manche in Gefangenschaft geraten; einige hatte man wie Aussätzige behandelt und davongejagt. Hinzu kam, dass niemand einen Pfifferling darauf zu geben schien, was sie zu erzählen hatten. Es sah fast so aus, als hätten sich die Menschen mit der neuen Ordnung abgefunden, als hätten sie das Leid und das Elend als etwas Gottgegebenes akzeptiert und den Kopf in den Sand gesteckt. Dabei musste doch jedem klar sein, dass es eine Krankheit gewesen war, die das alles ausgelöst hatte. Jedes Kind lernte das heutzutage in der Schule. Es war Grundwissen und fester Bestandteil vieler Unterrichtsstunden, ebenso wie die Erforschung der Vergangenheit.

Bei dem Gedanken an den wöchentlichen Geschichtsunterricht musste der Junge lächeln. Unvorstellbar, zu was Menschen damals in der Lage gewesen waren! Das Wissen um

Maschinen und andere technische Errungenschaften war in den Dunklen Jahren fast vollständig verlorengegangen. Hätten nicht Männer und Frauen wie seine Großeltern einiges von dem gerettet, was damals zum normalen Alltag gehörte, sie würden vermutlich heute noch wie in der Steinzeit leben. Doch die Menschen arbeiteten hart, und so wurde es jeden Tag etwas besser.

Langsam und träge strömte der Fluss in Richtung Meer. Kein Zeichen von irgendeinem Schnellboot mit breiter Bugwelle.

Den Jungen beschlich ein mulmiges Gefühl. Irgendetwas stimmte nicht. Sein Instinkt sagte ihm, dass es besser wäre, die Sachen zu packen und seinen Eltern von dem merkwürdigen Phänomen zu erzählen. Er war drauf und dran, den Hügel hinabzulaufen, als er jenseits der Bäume, wo der Fluss einen Knick machte, einen dunklen Punkt bemerkte. Er schwebte in einiger Entfernung über dem Horizont, änderte dann seine Richtung und kam genau auf ihn zu. Zuerst dachte er, der Punkt und das Brummen hätten nichts miteinander zu tun; doch schlagartig wurde ihm bewusst, dass er die Quelle des Geräuschs gefunden hatte.

Ein Winseln erklang. Sein Hund stand da, den Körper wie einen Bogen gespannt, den Schwanz zwischen den Hinterläufen eingeklemmt.

»Siehst du auch, was ich sehe?«

Der Hund stieß einen japsenden Laut aus.

»Du hast recht. Das ... das sieht aus wie eine Flugmaschine. Aber das ist doch völlig unmöglich.« Der Junge beschirmte seine Augen mit der Hand. Ein eigentümliches Kribbeln kroch seinen Rücken empör. »Es gibt keine Flugmaschinen. Nicht mehr. Vater hat mir erzählt, dass es seit über dreißig Jahren keinem gelungen ist, eine zu bauen.«

Er spürte, wie sein Herz pochte. Wenn es bei ihnen keine Flugmaschinen gab, dann musste dieses Ding von außerhalb kommen. Von jenseits des Flusses, vielleicht sogar von noch viel weiter her.

Mit offenem Mund starrte er auf das Objekt. Es besaß zwei übereinanderliegende Flügel, zwischen denen jeweils zur Rechten und zur Linken tropfenförmige Gondeln hingen. Der Rumpf war wie der eines Schiffes schlank und lang gezogen, wobei das Heck in einen fächerförmigen Schwanz auslief. Das Ganze erinnerte entfernt an einen Vogel, wenn es auch viel plumper und ungelinker war. Nicht so elegant und geschmeidig wie der Greifvogel, der neben dem Ding herflog. Er behielt die Geschwindigkeit der Maschine mühelos bei und schien kein bisschen scheu oder verängstigt zu sein.

Das dunkle Monstrum war jetzt so nah, dass der Junge einen Blick auf die Insassen erhaschen konnte. Zumindest einer von ihnen war eine Frau. Ihr langes rotes Haar flatterte hinter ihr im Wind. Sie schien ihn gesehen zu haben, denn sie hob ihre Hand und winkte ihm zu. Keine zwei Sekunden später donnerte das Ungetüm über seinen Kopf hinweg.

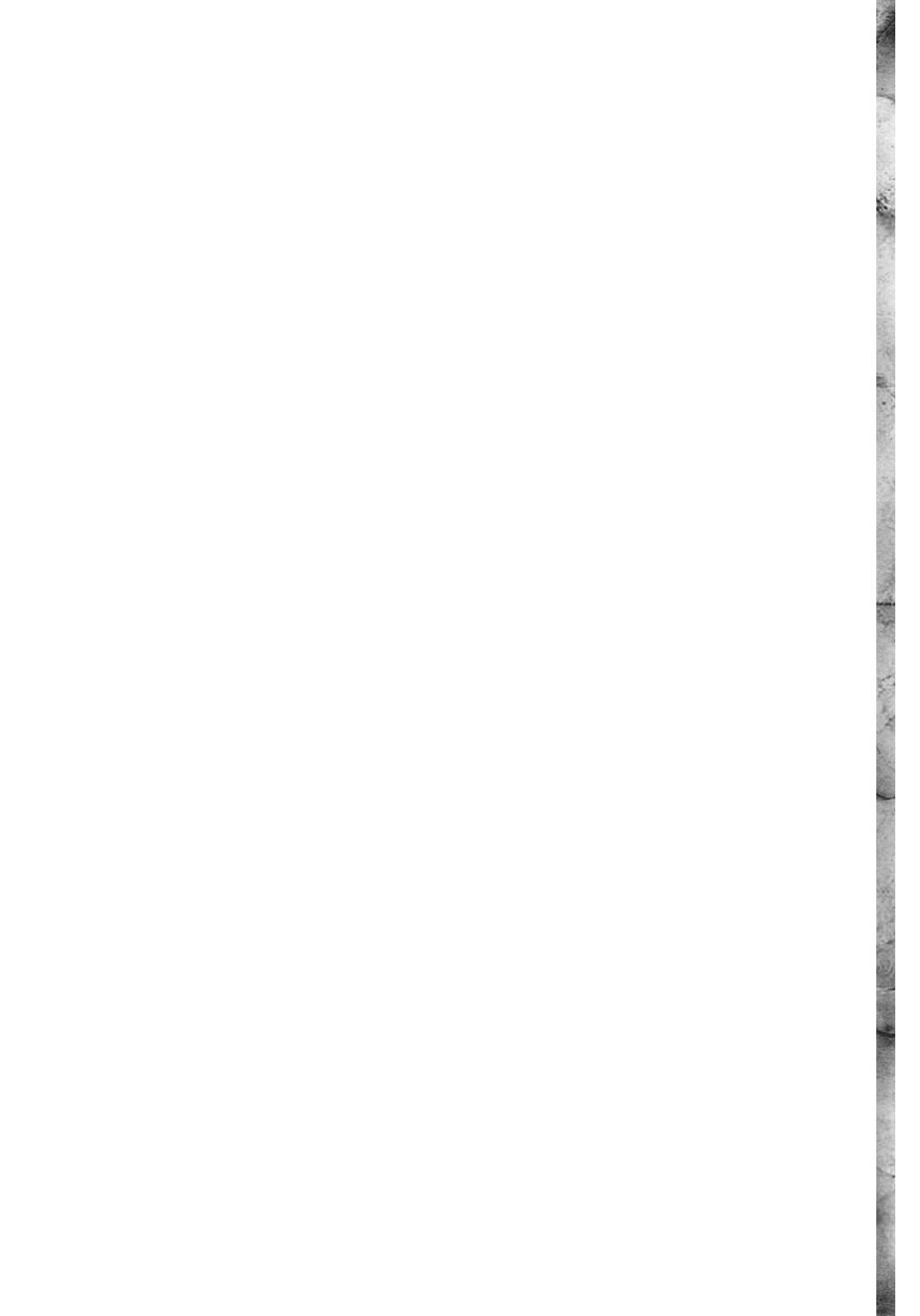
Einen Moment lang schien die Welt den Atem anzuhalten, dann stoben die Schafe auseinander und suchten Unterschlupf unter den Bäumen.

Der Junge war wie versteinert. Mit wild klopfendem Herzen stand er da und konnte sich nicht rühren. Was er gesehen hatte, war einfach nicht möglich. Nach ein paar Atemzügen fiel die Starre von ihm ab. Die Schafe waren vergessen, er konnte sie später wieder zusammentreiben.

Einen wilden Schrei ausstoßend, drehte er sich um und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, Richtung Siedlung.

TEIL I

*Spieglein, Spieglein
an der Wand*



Liebste Gwen,

wenn du das hier liest, werde ich
bereits fort sein.

Was ich getan habe, ist unverzählich,
doch ich habe einfach keine andere
Möglichkeit gesehen.

David und ich sind jetzt ein Paar.

Wir werden das sehen, von dem meine
Mutter sagte, es wäre unsere einzige
Hoffnung: die Zuflucht. Ein Ort
irgendwo im Westen, an dem Männer
und Frauen wie vor den Dunklen fahren
zusammenleben.

Ich fühle mich so schäbig, dass ich
dir nicht selbst von unseren Plänen
berichtet habe; doch die Zeit drängte,
und ich wusste mir nicht anders zu helfen.
Wenn du diesen Brief liest, haben wir
unser Ziel schon erreicht — oder wir
sind bei dem Versuch, dorthin zu gelangen,
ungekommen.

Bete für mich, Gwen. So wie ich dafür
habe, dass wir uns eines Tages wieder sehen.

Deine dich immer liebende

Jana

Das Gesicht im Spiegel blickte sie wütend an. Die Wangen gerötet, die Augen schmal, die Haare ungezähmt.

Mein Leben ist ein Scherbenhaufen.

Sie fuhr mit den Händen durch ihre pechschwarzen Locken und versuchte, die störrische Mähne zu bändigen.

Ich dachte, ich wäre der glücklichste Mensch der Welt, doch das war alles nur eine Illusion. Der Mensch, den ich am meisten geliebt habe, ist fort. Jetzt bin ich allein, und alles, was ich habe, ist dieser dämliche Spiegel.

Sie warf ihrem Gegenüber einen vernichtenden Blick zu.

Manchmal erkenne ich mich selbst kaum wieder.

Gwen fand ihre Stirn zu rund, die Augen zu nah beieinander und die Nase zu krumm. Manche sagten, sie sei schön, doch das konnte sie nicht nachvollziehen. Einzig ihr Mund, die geschwungenen Lippen und die kleinen Grübchen rechts und links konnten ihrem kritischen Blick standhalten.

Mein ganzes Leben habe ich hier in Glânemor verbracht, jetzt fühle ich mich wie eine Fremde. Wie konnte das nur geschehen? Kannst du es mir sagen?

Das Spiegelbild schwieg.

Von der Waschschüssel stieg Dampf auf. Die Welt wurde in Wolken getaucht. Weiche Schleier wogten über das Glas und verzerrten das Bild zu diffusen Formen. Ein Schrank, ein Tisch, ein paar Regale, ein geöffnetes Fenster. Dahinter, nur mit Mühe zu erkennen, die alte Atlaszeder, die ihren Schatten über dem Haus verteilte. Ein Windstoß fuhr über das Wasser und ver-

wirbelte den Dampf. Gwen nahm ein Tuch und polierte das Glas. Inmitten des Nebels entstand ein unregelmäßig geformter Fleck.

Warum sprichst du nicht mit mir? Sag mir lieber, warum alles schiefgelaufen ist.

Schweigen.

Gwen tauchte ihre Hände ins Wasser. Die Temperatur war gerade noch erträglich. Noch etwas heißer, und sie hätte sich verbrüht. Sie griff in ein Tongefäß und streute ein paar Lavendelblüten ins Becken. Sofort verbreitete sich ein belebender, aromatischer Geruch. Sie beugte sich vor und schöpfte eine Handvoll Wasser in ihr Gesicht. Die Wärme brandete über sie hinweg und hinterließ Wohlbefinden. Sie spürte, wie sich ihre Haut entspannte. Mit vollen Händen schöpfte sie weiter, immer und immer wieder, so lange, bis ihr Gesicht rot war wie eine Tomate. Die Kälte verflog, zumindest äußerlich. Spätestens heute Abend jedoch, wenn sie zu Bett ging, würden ihre ständigen Begleiter wieder da sein: die Leere, die Einsamkeit – und die Fragen.

*Warum hast du mich verlassen? Wohin bist du gegangen?
Warum hast du mir nicht Lebewohl gesagt?*

Alles, was ihr von Juna geblieben war, hing nebenan an der Wand. Ein Zettel, der an einen Pfeil gebunden aus der Flugmaschine geworfen worden war, mit einer Handschrift, die unmöglich Junas sein konnte. Wie die meisten Frauen in Glánmor konnte sie weder lesen noch schreiben. Bücher galten als etwas Schlechtes. Wissen wurde mündlich und in Form von Geschichten weitergegeben. Den Brief musste ein anderer verfasst haben. War *er* es gewesen, hatte *er* die Botschaft geschrieben? War ja eigentlich auch egal.

Warum hatte Juna Gwen ihren Entschluss nicht persönlich

mitgeteilt? Schämte sie sich? Hatte sie geglaubt, sie könne sie deswegen verachten?

Ausgerechnet Juna, die immer so stark und schön gewesen war. Eine Kriegerin der Brigantia. Tochter der Hohepriesterin Arkana und Wächterin über alle Geheimnisse. Jung, stolz und sehr von sich überzeugt. Eine Frau, die immer wusste, was richtig war und was falsch. Wie konnte sie sich nur mit einem Mann einlassen? Mit einem Feind?

Vielleicht lag die Schuld ja bei Gwen. Vielleicht hatte sie Juna zu wenig geboten, ihr zu wenig Freiheiten gelassen oder sie zu sehr eingeengt. Was, wenn ihre Suche nach Nähe genau das Gegenteil bewirkt hatte?

Wenn ich dich enttäuscht haben sollte, Juna, so tut es mir leid. Aber warum hast du nie ein Wort gesagt? Habe ich nicht wenigstens dieses bisschen Offenheit verdient?

Warum nur, Juna, warum?

Gwen wischte eine Träne aus ihrem Augenwinkel. Was sie da tat, war sinnlos. Selbstzerfleischung. Eine angehende Heilerin sollte wissen, dass Verletzungen Zeit brauchten.

Wer war der Mann, der Junas Herz erobert hatte?

Gwen erinnerte sich undeutlich an einen Gefangenen. Ein junger Mönch aus einem der Klöster nahe der alten Stadt. Sie hatte ihn nur kurz zu Gesicht bekommen, in einem Käfig am See. Unscheinbar, blass, in sich gekehrt. Kein Mann, der eine Kriegerin der Brigantia beeindrucken konnte. Ein Grübler, ein Denker, ein Bücherwurm. Doch irgendetwas musste Juna in ihm gesehen haben. Manche sagten, er habe sie verhext, doch das konnte Gwen nicht glauben; dafür kannte sie ihre Gefährtin zu gut. Wenn jemand gegen die Verlockungen der Zauberei immun war, dann sie.

Aber was war es dann?

Gerüchte sprachen von einem Buch. Magdalena, die oberste Heilerin, hatte zuerst davon erzählt. Sie war eine Freundin der Hohepriesterin, die beiden standen in ständigem Austausch. Angeblich war Arkana die Letzte gewesen, mit der Juna vor ihrer Flucht Kontakt gehabt hatte. Doch was die beiden alten Frauen an Wissen teilten, drang nicht nach außen. Magdalena wick Gwens Fragen aus und berief sich auf ihre Vergesslichkeit. Einmal jedoch war ihr etwas herausgerutscht. Die Rede war von einem schmalen, schlanken Buch mit verbotenen Inhalt gewesen, daran erinnerte sich Gwen ganz genau. Angeblich enthielt es Texte, die von der Liebe handelten. Der Liebe zwischen Mann und Frau!

Konnte es so etwas geben?

Anscheinend war es sehr alt. Es stammte aus einer Zeit lange vor den Dunklen Jahren. Damals war es noch üblich gewesen, dass Männer und Frauen zusammenlebten, Kinder bekamen und diese gemeinsam aufzogen. Seither waren 65 Jahre vergangen, doch die Welt hatte sich in der Zwischenzeit komplett verändert. Es schien, als läge eine Ewigkeit dazwischen. Alles war seitdem anders geworden. Die Männer lebten in den Ruinen dessen, was einst eine große Stadt war. Sie standen unter der Führung eines Mannes, den alle Welt nur als den Inquisitor kannte: *Marcus Capistranus*. Der Teufel in Menschengestalt. Er überzog das Land mit Feuer und Hass, seine Grausamkeiten machten selbst vor Kindern und alten Leuten nicht halt. Jenseits der *Verbotenen Zone* begann das Reich der Frauen. Eine Welt des Friedens und der Harmonie, in der man im Einklang mit den Göttinnen lebte, in der man säte und erntete und Ehrfurcht vor der Natur hatte. Ihr goldenes Zentrum war die Stadt Glânmor, gelegen an den sanft abfallenden Flanken eines erloschenen Vulkans. Aus

dem zentralen See erhob sich eine Insel mit einem Tempel darauf.

Glánmor war alt, viel älter, als manche Frauen wahrhaben wollten. Die Ursprünge lagen im Nebel der Geschichte verborgen, genau wie der Name, an dessen Herkunft sich niemand mehr erinnerte. Vermutlich war er während der großen Reinigung entstanden. Damals waren alle Andenken an die Zeit vor dem Zusammenbruch getilgt worden. Das Gebäude, das früher anstelle des Tempels auf dem heiligen Berg Målmot gestanden hatte, sollte Legenden zufolge einmal ein »Hotel« gewesen sein – ein Übernachtungsort für Ausflügler aus der großen Stadt, die nichts weiter im Sinn hatten, als sich zu amüsieren, die heißen Quellen zu entweihen und sich die Bäuche vollzustopfen. Doch die Altvorderen hatten das Gebäude umgebaut und aus ihm das gemacht, was es heute war: der Tempel der drei Göttinnen, das heilige Zentrum der gesamten Frauenwelt.

Abends, wenn es dunkel wurde, konnte man die Prozession der Gläubigen erkennen. Sie wanderten über die mit Fackeln beleuchteten Brücken zur Insel hinüber, erklimmen die steilen Hänge und versammelten sich in der großen Halle zum Abendgebet.

Gwen griff nach dem Melkfett und verteilte es in ihrem Gesicht. Dann bestäubte sie ihren Dachshaarpinsel mit Kreidestaub und puderte ihre Wangen. Sie hasste ihre ewig roten Backen und die wohlgebräunte Haut. Sie wollte nicht, dass die anderen sie für einen Bauerntempel hielten. Stattdessen wollte sie so aussehen wie die feinen Damen aus der Oberstadt, die nur selten ihre Häuser verließen, außer um Einkäufe zu erledigen oder bei wichtigen Versammlungen den Vorsitz zu führen. Frauen wie Arkana, Edana und der Rest des Hohen Rates.

Ein wenig Lidschatten, die Wimpern mit geöltem Kohlestaub nachgezogen, und Gwen war bereit für den Tag. Natürlich würde Magdalena es wieder missbilligen, dass sie geschminkt zum Dienst erschien. *Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz*, lästerte sie und zitierte dabei ein altes Märchen, das sie oft und gern erzählte. Gwen war das egal. Gutes Aussehen, saubere Kleidung und ein höfliches Auftreten kamen bei den Kranken immer gut an. Die Häuser der Heilung waren ein Ort, an dem sich alle wohl fühlen sollten – auch die Pflegerinnen.

Ein letzter Blick in den Spiegel, die Fingernägel gereinigt, dann verließ sie das Haus.